



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gödel, G. F.: Land und Leute in Ostfriesland : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

auf dem Gymnasium nur drei Jahre betrieben würde. Freilich würden dann gute Übersetzungen griechischer Schriftsteller schon in den Mittelklassen gelesen werden müssen. In den Oberklassen würde man dann die Schüler mit den wichtigsten grammatischen Eigentümlichkeiten der griechischen Sprache bekannt machen, um ihnen, d. h. den Theologen, Philologen und allen denen, die sich einer ausschließlich gelehrten Laufbahn zuwenden wollen, das Studium des Griechischen auf der Universität zu erleichtern. Dann könnte die höhere Bürgerschule (Realschule) der natürliche Unterbau der gymnastischen Anstalten werden, wie die Volksschule bis zum zehnten Lebensjahre der natürliche Unterbau der höhern Bürgerschule ist. Dann würden auch die Muttersprache, die neuern Sprachen und die Naturwissenschaften zu ihrem Rechte kommen, und kein vorurteilsfreier Gymnasialrektor, kein vorurteilsfreier Universitätsprofessor, kein in der Praxis stehender vorurteilsfreier Jurist oder Mediziner würde behaupten können, daß das Bildungsziel dieser höhern Schule geringer sei als das Bildungsziel des jetzigen Gymnasiums. Nach dem, was jetzt auf dem Gebiete des Gymnasiums selbst vorgeht, rücken wir diesem Ziele merklich näher. Hat doch die Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten Ost- und Westpreußens zu Pfingsten 1891 den Vortrag Bahnschs mit „vielseitigem Beifall“ begrüßt, ja der Vorstand dieses Vereins den Druck ausdrücklich gewünscht, und unter denen, die beistimmten, waren auch Philologen vom reinsten Wasser.



## Land und Leute in Ostfriesland

Von G. f. Gödel

(Schluß)



it andern deutschen Volksstämmen hat der Ostfrieze das gemein, daß er besondere Stände besonders gern aufs Korn nimmt, namentlich die Advokaten, die Apotheker, die Müller, die Schneider und — die Bauern. Der ostfriesische Marschbauer kann sich ein bißchen Neckerei schon gefallen lassen, denn er sitzt dick im Fett. Man hat auch nichts davon gehört, daß einer unter den Agrariern gesehen worden wäre. Ein großer Teil der Landwirtschaft besteht hier einfach darin, daß das liebe Vieh im Frühling auf die saftigen Weiden getrieben und bis zum Spätherbst Tag und Nacht dort gelassen wird. Wers so leicht hat, der tröstet sich über allerhand Scherze leicht mit dem Gedanken, daß Neider besser sind als Mitleider.

Aber die Gerechtigkeit erfordert es, zu sagen, daß der Ostfrieſe nicht bloß gern einen Scherz macht, ſondern auch einen vertragen kann. Doch darf der Scherz nicht zu weit gehen. Der Ostfrieſe läßt ſich langmütig manches gefallen und ſchweigt dazu, aber das hat doch ſeine Grenzen, dann iſt es aus, und er wird deutlich. So dann kann die alte, gewaltthätige frieſiſche Art mit ihm durchgehen, und dann iſt es ratsam, ihm zehn Schritte vom Leibe zu bleiben. Der königlich ſchwediſche Generalfeldmarſchall Dodo Freiherr zu Inn- und Ruyphauſen, ein geborner Ostfrieſe, in dem ſich die oſtfrieſiſche Art faſt typiſch dargeſtellt hatte, war gewiß ein geduldiger Mann, er konnte ſich wohl gelegentlich ſelbſt über ſeine Geduld luſtig machen, und doch hat es jener ſchwediſche Kapitän bei der Einnahme von Demmin erfahren müſſen, was es heißt, einem Ostfrieſen in die Quere kommen. Ruyphauſen ſchlug nämlich eine Latte auf ſeinem Kopf entzwei. Das war nicht gerade fein von ihm. Aber der Schwede hatte ihn geärgert. Hauptſächlich durch Ruyphauſens Verdienſt war Demmin eingenommen worden. Guſtav Adolf aber hatte befohlen, daß die ſchwediſchen Wachen, die die Thore bereits beſetzt hatten, vor beendigtem Abzuge der Feinde niemand von der eignen Armee in die Stadt ließen. Von dieſem Befehl hatte Ruyphauſen keine Kenntnis und wollte in die Stadt. Da trat ihm der wachhabende Kapitän in den Weg. Ruyphauſen hielt das für einen unpaſſenden Scherz, die Latte war unglücklicherweiſe gerade zur Hand, und ſo krachte ſie auf das Haupt des Schweden nieder. Die Sache hatte ja keine weltbewegenden Folgen, aber ſie zeigt doch, daß man im Umgang mit Ostfrieſen vorſichtig ſein muß.

Auch mit Ostfrieſinnen iſt nicht immer gut Kirſchen eſſen. Ich ſchweige von einer der Ahnfrauen Ruyphauſens, einer Dame vom Hauſe Manninga, die dem Rütſtringer Häuptling Sibet Papinga nach der Bargerburger Schlacht ſo unſanft an den Kragen wollte; ich ſchweige von der ſattſam bekannten Dame aus dem Hauſe ten Brook, Foelke, die den Beinamen „die Böſe“ (die „Quade“) führt. Aber wie iſt Severland von Ostfrieſland ab und an Oldenburg gekommen? Weil eine Dame, das regierende Fräulein Maria von Sever, den Scherz nicht verſtehen wollte, daß ein oſtfrieſiſcher Grafenſohn wohl die Mitgift, aber nicht die Braut heimzuführen bereit war.

Der Ostfrieſe iſt auch ein Menſch von tieſem Gefühl. Jener Ruyphauſen, der ſo ſchnell zur Latte griff, hatte ein Herz wie Gold und war eine Seele von einem Mann. Er hatte ſo viel Mitgefühl für Armut und Not, daß ich ihm unbedenklich die Qualifikation zum Armenvater und Waiſenvorſteher beſcheinigt hätte — einem General des dreißigjährigen Krieges! Doch hat es der Ostfrieſe mehr innerlich. Er ſcheut ſich, ſeine Gefühle merken zu laſſen. Er iſt „hardfüchtig“ — ſo nennt man einen, der ſchwer feucht wird, dem die Thränen nicht locker ſitzen, und der, wenn ſie doch kommen wollen, ſich ihrer ſchämt und ſie zerdrückt, noch ehe ſie geboren ſind. Der Ostfrieſe iſt ein mit-

leidiger Mensch, der keinem Tier etwas zu leide thun kann. Und doch auch wieder ein Mensch, der sehr an sich selbst denkt und auf seinen Vorteil bedacht ist. Wo er den nicht sieht, ist er schwer zu etwas zu bewegen. Das hat zuweilen sogar für das wichtige Geschäft des Deichbaues gegolten. Der Einbruch des Dollarts, sagt man, hätte vermieden werden können, wenn rechtzeitig alle Beteiligten Hand angelegt hätten. Aber nein: „Und wenn mir das Wasser bis über die Lanzen spitze hinausgehen sollte, für die da drüben deiche ich nicht!“ Gewiß ist, daß der ungeheure Schaden, den die Antoniusflut 1511 in der Fede angerichtet hat, leicht hätte wieder gut gemacht werden können, wenn sich die beteiligten bald geeinigt und den gebrochenen Deich wieder aufgebaut hätten. Aber der neue Deich kam erst achtzehn Jahre später zustande und gab natürlich eine große Strecke dem Meere preis. Herzog Alba ist gewiß nicht unser Mann, aber einmal hat er sich doch unsern Beifall erworben. Die Ostfriesen sollten deichen. Er wollte auch die vom Adel dazu heranziehen. Die wollten aber nicht und beriefen sich auf ihre verbrieften Rechte und Privilegien. „Brieft habt ihr? Nun, so legt einmal bei der nächsten Sturmflut eure Brieft zum Schutz an die Küste! Wenn sie das Meer achtet und davor zurückweicht, dann will ich sie auch achten.“ Auf seinem Recht besteht der Ostfrieft mit hartem Kopfe, und trotz seines weichen Herzens: mit selbstverschuldetem Unglück hat er kein Mitleid. Wenn sich einer in fremde Sachen mischt und sich mit Dingen abgiebt, die ihn nichts angehn, dann darf er, wenn er dabei zu Schaden kommt, nicht auf Mitleid rechnen. Das gilt sogar, wenn es sich um sonst ganz nützliche und heilsame Dinge handelt, z. B. wenn sich einer allzu sehr mit Ehrenämtern belasten läßt, und dann sein eignes Geschäft dabei zu kurz kommt. Da heißt es einfach: Warum hat er den Spruch nicht bedacht: twalf ambachten en dartein unglücken d. h. zwölf Ämter und dreizehn Unglücke. Übrigens wird es dem Germanisten nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß das Wort ambacht bei den Friesen noch in lebendigem Gebrauch ist, das erste deutsche Wort, das der litterarisch gebildeten Welt vor die Augen gekommen ist, weil es ein römischer Schriftsteller angeführt hat. Wir Neuhochdeutsche kennen es bloß noch in der Gestalt von Amt.

Es ist übrigens kein Wunder, daß der Ostfrieft das, was ihn angeht, und das, was ihn nicht angeht, so reinlich von einander scheidet, er liebt ja überhaupt die Reinlichkeit. Reinmachen ist der Hausfrauen halbes Leben. Sie nennen es „schumeln,“ ohne Zweifel von „schum,“ denn es wird sehr viel Seifenschaum dabei entwickelt. Die armen Männer! Die sind ja auch dafür, daß alles hübsch rein ist, aber rein machen — welcher Schrecken! Wenn dann nur wenigstens tüchtig gelüftet würde. Aber das ist unsre schwache Seite, namentlich bei kleinen Leuten. Die machen nie ein Fenster auf, buchstäblich nie. Freilich Urahne, Großmutter, Mutter und Kind sind

gar selten in dunkler Stube beisammen, sie bewegen sich fleißig draußen in der freien Natur, und da heißt es: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!“ Ja, sie bläht gewaltig, aber die Leute sind dran gewöhnt. Nach ihrer Meinung „weht es ein wenig“ bei einer Windstärke, die man im Reich einen tüchtigen Sturm nennen würde. Mit dem Sonnenschein dagegen ist es so eine Sache. Der ist hier selten, um nicht zu sagen „rar.“ Wenn Tacitus meint, es habe noch niemals eine Einwanderung in Germanien stattgefunden, weil er sich nicht denken könne, daß jemand in dieses niederdrückende Klima ziehe, dessen Wiege nicht hier gestanden hat, so hat er augenscheinlich die Küste, also unser Friesland, im Auge gehabt und ganz besonders den Mangel an Sonnenschein. Der war von jeher groß, wie wir aus den allerältesten Schriftdenkmälern, den Bannformeln, sehen können. Überall sonst wird einer gebannt, „so weit die Sonne scheint.“ Im Ostfriesischen aber ist dabei von Sonnenschein nicht die Rede. Für Sonne lesen wir da Wind. Also langh soe di wynd fan den wolkenen wayd, oder: also langh als wynt wayet ende kynt scrayet, gres groyet ende bloem bloyet.

Doch gesegnet sei uns dieser ewige Sturm. Wir verdanken ihm Leben und Gesundheit. Ostfriesland ist das gesündeste Land, das es geben kann, jedenfalls die gesündeste Gegend in ganz Deutschland. Der Regierungsbezirk Aurich hat die geringste Sterblichkeit in ganz Preußen. Das macht nur der luftreinigende Wind. Wenn wir den nicht hätten, was würde aus den Bewohnern eines Landes werden, das von tausend „Grafsen,“ natürlichen oder „gegrabenen,“ mit stehendem Wasser durchzogen ist? Dazu der miasmatische Boden der Marsch, der seiner Entstehung nach mit Milliarden von verwesten Seekrustentierchen durchsetzt ist! So angenehm ein „Granat“ in frischem Zustande schmeckt, beinahe nach frischen Walnüssen, so schauerhaft ist sein Geruch bei der Verwesung, die so schnell eintritt, daß an eine Versendung ins Binnenland nicht zu denken ist. Ein sonderbarer Name — „Granat.“ Es ist vermutet worden, er komme von den beiden Fühlhörnern des Tieres, Adam und Eva genannt, die allerdings wie Gerstengrammen aussehen. Aber diese Erklärung ist offenbar sehr gesucht. Sieht man den Granatleuten genauer auf den Mund, so merkt man, daß sie gar nicht Granat sagen, sondern daß sich die Aussprache über Garnat, Gernat, Genat auf Genoat zu bewegt, und daß man oft gradezu Genot hören kann. Und das wird wohl das Ursprüngliche sein. Genot ist Genosse. Der Hering hat den Namen von den Herden, in denen er lebt. So hat unser Tierchen, das in so ungeheuern Mengen auftritt, daß es häufig als Düngemittel verwandt worden ist, den seinen von seinem genossenschaftlichen Leben erhalten. Ein höchst nützlichest Tierchen, das hierzulande eine wichtige Rolle spielt, wenn es auch von so niederer Organisation ist, daß man sich jedenfalls keiner Schmeichelei schuldig macht, wenn man von einem sagt, er habe einen Granatverstand oder ein Granatgedächtnis.

Noch eine Eigentümlichkeit Ostfrieslands muß ich als eine Folge des starken Windes erwähnen. Wenn es regnet — und es regnet hier so viel, daß man beinahe fragen könnte, wann es denn eigentlich nicht regne —, so regnet es hier nicht, wie in Deutschland, lotrecht, sondern wagerecht. Daher ist ein Regenschirm hier kaum von Nutzen; er ist auch so schwer zu handhaben, daß man sich ihn am besten ganz abgewöhnt und es so macht wie die Eingebornen, die sich ganz in Wolle — auch in ein wollenes Hemd, also Jägerianer lange vor Jäger! — kleiden und es dann ruhig regnen lassen.

Muß das aber ein rauhes, unwirtliches Land sein! Wer möchte da wohnen? so höre ich die Leserin fragen. Und in der That ist es schon mancher Ostseeschwärmerin arg gegen den Strich gegangen, wenn der Gemahl an die Nordsee versetzt wurde. Nein, hier ist aber auch gar keine landschaftliche Schönheit! klagte so eine arme Versetzte. Aber ein Seeoffizier, der hier schon akklimatisirt war oder, wie der gangbare technische Ausdruck lautet, „schon beinahe Schwimmhäute bekommen hatte,“ antwortete ihr: Gnädige Frau vergessen die Wolkenbildung! Ja die Wolkenbildung kann sich wirklich sehen lassen. Überdies ist ja die Hauptsehenswürdigkeit eines Landes nicht die „sogenannte“ Natur, sondern der Mensch. Und der kann sich hier erst recht sehen lassen. Noch heute hat er sich etwas von seinem alten stolzen Freiheits- und Unabhängigkeitsfinn bewahrt. Er ist zwar 1866 mit Freuden preußisch geworden, wie er es schon einmal sechzig fruchtbare Jahre gewesen war; er hat auch mit Freuden, so weit das bei ihm äußerlich bemerkbar ist, die Aufrichtung des neuen deutschen Reichs begrüßt, aber er ist doch in erster Linie Ostfrieser geblieben. „Stark nach außen, schwertgewaltig um ein hoch Panier geschart“ — das ist ihm schon recht; aber gerade bei ihm gehört als besonders notwendig dazu: „innen reich und vielgestaltig, jeder Stamm nach seiner Art.“ In seiner „Art“ aber ist der Ostfrieser der konservativste Mann von der Welt, wenn er auch gelegentlich einen Deutschfreisinnigen in den Reichstag schickt; weil er so deutsch und so freisinnig ist, meint er in seiner politischen Harmlosigkeit, ein Deutschfreisinniger sei sein Mann.\*)

Doch diese Plauderei soll nicht in ein politisches Lied ausklingen. Ich wende mich auf ein andres, unverfänglicheres Gebiet. Ich wollte noch eine Vorstellung geben von dem Reichtum der ostfriesischen Sprache an Sprichwörtern, und ich wähle dazu das Kapitel vom Freien und Heiraten.

„Der Gott, der Muhammed sandte, ist kein Gott der Hagestolze,“ sagt irgendwo jemand, das heißt: wo es noch mit natürlichen Dingen zugeht, da wird fleißig geheiratet. Und so geht es hier zu. Es fehlt zwar nicht an Stimmen, die davor warnen, frêi man êrst, sâ' de schêpker to sîn hund, den schalst du de stêrt ôk wol hangen laten. Auch wird auf die Umstände,

\*) Neulich, am 15. Juni, hat er sich aber eines bessern besonnen.

Schwierigkeiten und — Kosten hingewiesen; d'r hörd mör to 't dausen as 'n pâr sehô, was ins Hochdeutsche übersezt etwa lauten würde: ernähren könnte ich wohl eine Frau, aber kleiden? Wie leicht kann sich auch einer beim Freien einen Korb holen, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen: de feragt'd wil worden, mut ütgan to frêien, und de prâsen (gepriesen) wil worden, de mut liggen gan to starfen. Es ist ja bekannt, daß eingefleischte Junggesellen immer neue Sprüche ersinnen, um einen vom Freien abzubringen, ihn noch zu „retten,“ wie sie sagen; wenn aber einer erst Feuer gefangen hat, dann predigen sie tauben Ohren. Und das ist gut. Bleiben doch ohnehin schon so viele Mädchen sitzen, daß der Seufzer begreiflich ist: alles kumt an 'n man, sâ' de meid, man blot ik nêt, und der Wunsch verzeihlich: harr ik man erst 'n man, wat gan mi ander wichter (Mädchen) an? Aber das muß man den Ostfriesen lassen, in einem Stücke sind sie sehr höflich gegen unverheiratete junge Damen, sie setzen die Grenze der Heiratsaussichten sehr hoch hinauf: dârens (Dirnen, d. h. Mädchen) achter de fêrtig un rôfen (Rüben) na fastelafend hebben de smâk verlaren. Also erst an der Pforte des Schwabenalters heißt es: die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung draußen.

Sicher unter vierzig war also die Maid mit dem schönen ostfriesischen Namen Gêske, von der das Sprichwort sagt: dat geit môder un Gêske an, sâ de bûr, do kwam d'r 'n frêer in 't hus. Natürlich, denn alles, was in dieses Fach schlägt, ist von jeher der Frauen Sache gewesen, das Wort Verlobung elektrifiziert sie noch, wenn sie schon längst Großmütter sind, um wieviel mehr, wenn sie etliche Töchter zu vergeben haben. Und daß der Bauer selbst seine Frau mit nennt, zeigt, daß er ein „die Sachlage richtig erkannt habender“ Mann war, wie es in einem Bericht über die Seeschlacht bei Tasmund heißt. Denn wie sagt das Sprichwort? De na de dogter frêid, mut de môder to fründe holden. Da übrigens der Vater gleich wußte, daß der Freier Gêske anging, so scheint er nur diese eine Tochter gehabt zu haben. Wahrscheinlich galt von ihm nicht: 'n hus ful dogters is 'n keller ful sâr bêr; er war wohl vermögend, und das schreckt hier, wie überall, nicht ab. Im Gegenteil: rike lûe dogters un arme lûe kalfers kamen bold an 'n man. Hoffentlich hat aber der Freier nicht bloß auf Geld gesehen, denn: wen man 'n dwatje (albernes Ding) nimd um 't schatje, un 't schatje is fertârd, blifd 't dwatje bi de hêrd. Sedenfalls muß eine Frau verstehen, das, was der Mann verdient, zusammenzuhalten. Denn: acht is mör as dusend. Nur darf einer nicht etwa bloß eine „Arbeitskraft“ heiraten wollen; dê 'n frô nimd um 't spinnen un hõner um to leggen, de schal sîn lâfend fan winst nêt seggen. Außer dem Fleiß müssen auch noch andre Eigenschaften in Betracht gezogen werden. Darum ist es das sicherste: elk frêi sîn nabers kind, den wêt hê, wat hê findt. Besonders bequem ist es einem gemacht, wenn man mit „ihr“ in demselben Hause wohnt: frêien under ên dak is ên grôt gemak. Doch fehlt es auch

sonst nicht an Gelegenheit dazu, namentlich im Winter. Das in dem übrigen Deutschland erst in den letzten Jahren allgemein aufgekommene Schlittschuhlaufen junger Damen giebt es hierzulande schon seit unvordenklichen Zeiten. Und das wird hier wie überall fleißig zum Freien und Sichfreienlassen benutzt. „Warum kommt denn deine große Schwester nicht mehr aufs Eis?“ „Mama sagt, sie hätte ja jetzt einen Bräutigam.“ Gewarnt aber wird vor Mädchen, die gar zu viel auf dem Eis oder im Ballsaale gesehen werden, die überhaupt „überall“ sind, mit den Worten: de beste pörden worden up de stal söcht. Leider sind nicht alle Väter so gutmütig wie Göskes Vater, der zu denken schien, die ganze Freierei seiner Tochter gehe ihn nichts an. Es giebt Väter genug, die es als eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn einer ihre Tochter heiraten will. Darum begreifen wir das Wort: de mäkd fan min maid 'n brud, un fan min këse 'n schut (ein Boot, nämlich indem er den Käse so aushöhlt, daß nur die Rinde bleibt), de mot to min hüs herut. Einem solchen Vater würdig zu bestehen, gilt es, sich mit tapferm Mute zu wappnen. Wer das nicht kann, dem bleibt nur der Ausweg, eine Witwe zu freien. Da wähle er aber womöglich eine kinderlose. Denn: de wil läfen an pin, de höde sük för stefkinder un winterswin. Übrigens ist es gut, wenn „sie“ nicht zu jung ist, namentlich wenn „ihm“ bereits der Kopf anfängt durch die Haare zu wachsen, denn: olde kerels (Männer) un junge wifen gift föl kinder en föl kifen (Reifen, Zank, Streit). Aber hübsch muß sie immer sein, denn: 't ög wil ök wat, sä de blinde Jakup, do frēide hē na 'n moi (schöne) wicht (Mädchen).

Der Verlobung soll möglichst bald die Hochzeit folgen. En dode un en brüd, de mutten to 't hus herut. Die Braut geht ja auch gern, wenn nur die Zeit erst da wäre! Aber: ewigheid is 'n langen tid, man (aber) May kumd sin läfen nēt, sä de maid, do schul sē um May trōen (Hochzeit machen). Endlich kommt denn auch der Mai. Wenn sie nur dann auch zusammen glücklich werden und sich in rechtem ehelichen Frieden das Wort bewährt: twē under en deken, leren gan (rasch) en spreken! Manchmal kommt es anders. Es kann so weit kommen, daß der Mann zwar feierlich versichert: ik bēn de hēr! aber — do satt hē under de disk! Oder es geht umgekehrt: ērst 't nödigste, sä de kerel, do knüppelde hē sin wif. Oder der Mann wird wenigstens ungeduldig und ruft ärgerlich: lop an de man (Mond) un pluk sterens! Wenn die Frau freilich so eine ist, wie die, von der es heißt: wel (wer) harr dat dogt (gedacht), dat wī nog so 'n nawinter krēgen, harr 't wif segd, do harr sē hör underrok al um sūnt Marten verkōft, dann ist es kein Wunder.

Eine alte Erfahrung wird auch in Ostfriesland immer wieder neu: die Frau mit ihrem ausgeprägten Familiensinn neigt auch nach der Verheiratung mehr zu ihres Vaters Familie, als zu der ihres Mannes. „Zu Hause“ sagt sie ganz harmlos noch viele Jahre nach der Verheiratung und meint damit

nicht ihres Mannes, sondern ihres Vaters Haus. Da lob ich mir jene Dame aus Neuseeland, die sich in eine größere Stadt Norddeutschlands verheiratet hatte. Sie wurde in der ersten Zeit in jeder Gesellschaft auf ihr „Weithersein“ angeredet. Aber das hörte bald auf, denn jedesmal, wenn sie gefragt wurde: „Wo sind Sie denn zu Hause?“ antwortete sie kurz und treffend: „Hier!“ Anders die Ostfriesin. Min folk, heißt bei ihr nur die Verwandtschaft von der Spindelseite, ihre Blutsverwandtschaft; nur das Volk nennt sie so, dessen Namen sie als Mädchennamen getragen hat. So ist auch das Sprichwort zu verstehen: godlof dat 't nüms fan min folk is, sä 't wif, do fören sê mit hör kerel na de galge.

Von den Schwiegermüttern will ich schweigen. Aber der lieben Kleinen soll nicht vergessen werden. Sie sind freilich nicht nur lieb, sondern auch teuer: de abars (adebars, Störche) nögd (nötigt, einlädt) mus poggen hebben, d. h. Kinder machen allerlei Kosten und geben dem Vater zu raten auf. Er thut das aber gern. Freilich was zu viel ist, ist zu viel. Mit Schaudern erzählt Freund Beninga von der Gräfin von Henneberg, Wilhelm von Hollands Schwester, sie habe dreihundertfünfundsechzig Kinder auf einmal geboren, die alle von ihrem Oheim, dem Bischof Otto von Utrecht, getauft worden und gleich nach der Taufe mitsamt ihrer Mutter gestorben seien. Der Grund sei der gewesen: die Gräfin hatte sich über eine arme Frau, die Zwillinge bekommen hatte, aufgehalten und gemeint, so etwas käme in höhern Ständen doch nicht vor. Waerom dat Frowken siek seer bedroevet, und den Almightigen veerich gebeden, he syn Almoegenheid aen der Graffinne wulde bewysen, und befestigen, und ohn so mennich kint, als dach int jaer geven. Da hört natürlich die Freude auf. Aber für gewöhnlich ist sie bei jedem Kinde gleich groß und gleich neu. Auch noch in anderm Sinne als bei jenem Küster, von dem es heißt: föl kinder, föl segen, sä' de Köster, do stak hê de döpschilling in de taske. Das Kind aber, das da getauft wurde, hieß jedenfalls Jan. Denn wer hieße hier nicht Jan? Bald wirds damit freilich vorbei sein. Aber bisher galt das Wort: sligtweg Jan, hê sal dog man achter de plög, sä' de bûr, do lêt hê sin jung' döpen.

Der Ostfrieise ist ein liebevoller Vater. Besonders an dem Mann „aus dem Volk“ ist es ein schöner Zug, daß er so an seinen Kindern hängt, so treu für sie sorgt und so willig für sie jedes Opfer bringt. Sogar das Opfer, daß der schweigsame Mann seinen Mund aufthut und mit ihnen spricht, sogar schwätzt. Ja, so unglaublich es klingt, ich habe es selbst gehört: er schwingt sich sogar zum Singen auf für sein — Kind. Ja, staune nur, lieber Leser: Frisia cantat! Aber fragt mich nur nicht, wie? Zener Pommer, der nur einen Ton in der Kehle hatte, und der war falsch, war eine, um nicht zu sagen ein Wachtel gegen einen singenden ostfriesischen Vater. Aber wenn es nur dem Kinde Freude macht. Und das jauchzt fröhlich auf des

Waters Knie. Wahrscheinlich macht es mehr der Text als die Melodie, und außerdem das damit verbundene Reiten: hop mîn pèrd na de molen to, anders niks as hafer un strô, hafer un strô un kaf—kaf—kaf (Spren), den löpd mîn pèrdje in draf—draf—draf. Nun, für die Kinderstube mag es dem Vater auch nachgesehen sein; sollte er sich aber mit seinem Gesang einmal an die Öffentlichkeit wagen, dann müßte die Polizei herbei, oder das Reichsgesundheitsamt, oder der Reichscholera-Kommissar.

„Jeder Stamm nach seiner Art.“ Es ist eine gesunde, kernige, vortreffliche Art, eine handfeste und treue, die ostfriesische, auf die man sich verlassen kann. Sollte ich aber dem einen oder andern Leser zu viel von der ostfriesischen Schweigsamkeit geredet haben, dem gebe ich hier zum Schluß eine Probe ostfriesischer Beredsamkeit, die beinahe vor einem Jahrtausend einen schönen „Erfolg erzielt“ hat. Bei einem Einfall der Wenden in Ostfriesland hatten ihrer tausend in einem Dorf, genannt „die Schleuse,“ hundert Friesen eingeschlossen und stürmten nun das Dorf mit solcher Hefigkeit, daß die Belagerten drauf und dran waren, sich zu ergeben. Da redete ein Priester, namens Gerlacus, die hundert Friesen also an: „Was ist es, was geschieht hier? Seid ihr nicht Männer, habt ihr nicht eure Schwerter mit den Händen gefaßt? Die scheiden uns wohl von unsern Feinden! Unsr Waffnen können uns befreien von den Feinden, wenn wir aber unsre Rüstung ablegen, so ist unser Leben ganz aufs Ungewisse gestellt. Wollt ihr euch nun den treulosen Wenden ergeben, so doch kein Volk auf Erden lebt, das den Friesen verhaßter wäre, dann werdet ihr ja alle, wie das Vieh, totgestochen. Deshalb richtet eure Schwerter auf eure Feinde.“ So sprach der Priester, stürzte sich selbst als erster auf den Feind, was er als Geistlicher doch gar nicht durfte, aber er war eben ein Fries, riß die andern mit nach und fauste mit solcher Wucht auf die Wenden, daß sie mit Schande abziehen mußten, wo wol (obwohl) dersulve Gerlaeus im anfanek der Slachtunge een oge verloren, und is int dicke von den beene gewundet. Derhalven is he nicht vorzagedet geworden, sunder syne grootmoedigheid (sein hoher Mut) heft alle syne smerte overwunnen. Also veele heft vermocht des stolten heldes onoverwinlike gemoete.

